

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 7 (1917)

**Heft:** 19

**Artikel:** Auch ein Verdingkind

**Autor:** E.L.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636828>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## □ □ Auch ein Verdingkind. □ □

(Man vergleiche den Aufsatz „Verdingkinder“ in Nr. 12, 13 und 14.)

Vor etlichen Wochen erhielt ich von meiner Schwester, die auf dem Lande wohnt, einen Brief, der mich in groÙe Aufregung versetzte. Das Schreiben lautete ungefähr wie folgt: „Liebe Schwester! Ich muß Dir von einem Erlebnis erzählen, das mich all die Tage hindurch mit Qualen erfüllt, ich kann Dir nicht sagen wie. Mein Herz krampft sich zusammen jedesmal, wenn ich daran denke, und ich werde nicht eher Ruhe finden, als bis ich weiß, wie es der armen Kleinen geht. Denke Dir: ich habe vor wenigen Tagen ein Kindlein aus einer Mörderhand gerettet. Mich schaudert, wenn ich an jene entmenschte Frau' denke, der ich das Kind wegnahm; wie sie mich ansauchte und die Zähne fletschte wie eine blutdürstige Tigerin, der man die Beute entzieht. Das kam so: Du weißt, Robert ist Armeninspektor; er hat sich um die Verdingkinder der Gemeinde zu sorgen. Nun zog vor einigen Wochen ein fremdes Ehepaar mit zwei Kindern in unser Dorf ein, arme Leute, wie man ihrem Zügel anmerkte; der Mann arbeitet in der Fabrik. Kurze Zeit nachher kamen sonderbare Gerüchte von dieser Familie zu uns. Es gehe wüst zu in ihrem Hause; die Frau schlage die Kinder — es seien nicht ihre eigenen —, man höre diese den ganzen Tag wimmern. Natürlich ging mein Mann sofort hin. Die Frau mußte von diesem Besuch Wind bekommen haben, sie hielt sich wahrscheinlich versteckt mit dem einen Kinde. Ihr Mann aber erzählte Robert, sie sei mit dem andern franken Kinde nach W. zum Doktor gefahren. Es sei ein zweijähriges Mädchen, ein Verdingkind aus B. Mehr war aus dem Manne nicht herauszubringen. Er schien gut instruiert zu sein und machte einen verschüchterten, aber zugleich verschlagenen Eindruck. Es herrschte wirklich große Armut in der Familie. Mein Mann empfand eher Mitleid als Misstrauen. Er wußte aus Erfahrung, wie schwer solche Leute oft durchmüssen und fand darum nicht den Mut, das Gerede der Nachbarsleute zur Sprache zu bringen. Das zweite Verdingkind, ein herziges Büblein, spielte fröhlich auf dem Fußboden. Dem schien wenigstens nichts Böses zu geschehen. So schied Robert ohne etwas ausgerichtet zu haben. Die Nachbarsleute, die er zur Rede stellte, wollten auch nicht recht heraus mit der Sprache. Mein Mann war im Zweifel, wie er die Geschichte aufzufassen habe; am Ende war alles nur Geklatsh.

Ich aber mußte stets an die Kinder denken und nahm mir vor, die Leute selbst aufzusuchen. Aber wie es so geht, man kommt nicht gleich dazu, seinen Entschluß auszuführen; ich wollte noch einige Kindersachen hervorholen. Da, eines Nachmittags, Robert war in Geschäften abwesend, kam der Nachbar jener Leute in Aufregung hergelaufen: seine Frau habe ihn geschickt; sie halte es nicht mehr aus, mitanzusehen, wie die Frau S. ihr Pflegekind mißhandle, um es ganz offenbar zu töten. Schnell entschlossen raffte ich die Sachen in ein Paket zusammen und versprach dem Mann, selber hinzugehen und die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Möglichst unauffällig näherte ich mich dem Hause und klopfte an. Schmutz und Unordnung, wo ich hinsah; auf dem Küchentisch das Geschirr des Mittagessens unabgewaschen. Die Frau hatte mein Kommen nicht bemerkt. Erstaunt und unfreundlich öffnete sie die Tür. Ich bot ihr die Kleidchen und trat ungeheissen in die Stube. Es sah da aus — nicht zum Beschreiben. Ich fand gleich, was ich suchte. In einer schmutzigen, stinkenden Wiege lag das arme Roseli mit verschwollenem Gesichtchen, blutunterlaufenen Augen. Es fing leise an zu wimmern, als ob es mir seine Qualen klagen wollte. Ich sprach der Frau vom Doktor und fragte, was er verordnet habe. Sie wurde verlegen. Ich sah auf den ersten Blick, worum es sich handelte. Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich holte den Gemeindepräsidenten und ließ das Kind wegnehmen und ins Kinder-Notahyl der Stadt führen, von deren Armenbehörde es hieher verdingt wor-

den war. Die Szene, die die Megäre anstelle, als wir ihr das Kind entrissen — buchstäblich entrissen, kann ich Dir nicht schildern. Ich drückte das arme Kindlein an mein Herz. Ein qualvolles Marthrium sprach aus dem verschwollenen blutrünstigen Körperchen; das unmenschliche Weib hatte es simblos geschlagen. Das Weinen hatte das arme Geschöpfchen längst verlernt; es hatte dazu keine Kraft mehr. Dem unterernährten Zustand nach zu schließen, mußte es dazu schrecklichen Hunger gelitten haben. Ich dachte an mein eigenes Büblein und weinte heiße Tränen. Wenn ich nicht mein Kleines hätte, würde ich das Würmchen sofort heimgenommen haben... Was ich Dich nun bitten möchte, liebe Schwester: Sei so gut und erkundige Dich doch im Kinderheim nach Roselis Ergehen; ich kann nicht ruhig schlafen, bevor ich weiß, wie es ihm geht. Dann dachte ich an Deine Schwägerin Anna, ob sie und ihr Mann nicht vielleicht das Kind aufzunehmen. — Ich wage mir dieses Glück für das verschupfte arme Mädchen nicht auszudenken. Immerhin — Du weißt selber besser, ob Du Anna meinen Wunsch sagen darfst oder nicht . . .“

Ich habe ihr meiner Schwester Brief durch meinen Mann zugeschickt. Natürlich solle ich das tun; er trug ihn selbst hin und der Brief tat gute Wirkung.

Roseli Süß saß an seinem Morgentischchen im Kinderheim. Als ich ihm nahte, fing es flächig an zu weinen. Schwester Bea sagte mir, das sei so eine üble Gewohnheit, das Kind sei so nervös verängstigt; sie wußte noch nichts von seinen Erlebnissen. Sie wußte nur, daß es ein armes, verwahrlostes Würmchen sei, wie deren oft in die Notfallstube kamen. Als ich ihr aber das Vorgefallene erzählte, begriff sie manches, das ihr vorher ein Rätsel gewesen. Nun begriff sie den schlimmen Zustand des magern Körpers, die wüsten Narben am Köpfchen, den ätzlichen Leidensausdruck im kindlichen Gesichtchen. Das Marthrium seines kurzen Verdingkinderdaseins hatte sich schon mit hartem Griffel in seine Züge eingegraben. Wieviel Liebe brauchte es da, um wieder gut zu machen, was an diesem Kinde gesündigt worden war!

Vier Wochen sind seither verflossen, Gestern habe ich Roseli wieder gesehen. Es lag in seinem weißen Eisenbettchen; Schwägerin Anna saß mit dem Stridzeug daneben und erzählte ihm Geschichten. Es war an einer Halsentzündung leicht erkrankt. Der Anblick des weißen Kindchens in dem weißen Bettchen, von so viel Liebe umsorgt, rührte mich zu Tränen. „Und was soll nun mit Roseli geschehen?“ fragte ich etwas beklommen; denn wir hatten, mein Mann und ich, nachträglich oft zweifelnd darüber gesprochen, ob sich die beiden jungen Leute, die ihre kinderlose Unabhängigkeit so weltfroh zu nutzen verstanden, nicht doch eine zu schwere Last hätten auferlegen lassen durch ihr gutes Herz. „Wollt Ihr Roseli wirklich behalten?“ „Wir haben noch nie genau darüber nachgedacht,“ erklärte mir die Schwägerin schlicht. Und dann erzählte sie mir mit fast mütterlichem Stolz von Roselis Fortschritten im Laufen und im Sprechen und daß sein vernachlässigtes Geistchen sich zu entfalten beginne in dem Maße, wie sein Herzchen sich anwärme. „Nur etwas in unserem Verhältnis zum Kinde macht uns noch Sorge.“ „Das wäre?“ fragte ich betroffen. „Wir kennen seine Mutter noch nicht; sie soll ein lediges Mädchen sein, im Hoteldienste stehen und sich um ihr Kind nicht stark kümmern. Wir wissen nicht, was für einen Charakter sie hat. Leicht könnten wir noch Unannehmlichkeiten mit ihr haben, wenn Roseli als unser Kind heranwächst.“ Also hatten sie doch darüber nachgedacht, die Guten!

Zu Hause haben wir dann noch lange über Roselis Zukunft gesprochen, mein Mann und ich. Wir konnten keinen besseren Schluß finden als den: so wie es kam, war es gut. Hätten unsere Schwestern erst lange überlegt und nicht gehandelt, wie das Herz es ihnen vorschrieb, wer weiß, was aus dem Kinde geworden. Was später wird, darüber soll die Zukunft entscheiden.

E. L.